

# Die Geschichte mit der Mauer

Warum Frederick Taylor über das monströse Bauwerk eine Art Drama verfasst und Edgar Wolfrum lieber eine Erzählung **VON MARTIN SABROW**

in: Die Zeit, 20.05.2009

ornige Anklage, ohnmächtige Resignation, analytische Kühle: Die Geschichte der Berliner Mauer ist oft in verschiedenen Tonlagen erzählt worden, und zum bevorstehenden 20. Jahrestag des Mauerfalls vom 9. November 1989 versuchen zwei Neuerscheinungen, die eine dramatisch, die andere erzählend, die Entwicklungsetappen des monströsen Bauwerks nachzuzeichnen und in das Halbjahrhundert des Kalten Krieges einzubetten, dessen düsterstes Symbol es war.

Doch wann beginnt die Geschichte dieses Sperrzauns, der 28 Jahre lang die Frontlinie des Ost-West-Konflikts mitten durch Berlin zog? Die in der englischen Originalausgabe bereits 2006 erschienene Darstellung des Publizisten Frederick Taylor konzipiert das Berliner Teilungsschicksal als ein historisches Bühnenstück. Der Mauerbau erscheint in ihm als Höhepunkt eines dramatischen Konfliktes, der sich in wuchtiger Folgerichtigkeit über die Berliner Blockade 1948/49 und die hermetische Schließung der innerdeutschen Grenzen 1952 Stufe um Stufe entwickelt und nur durch das retardierende Moment von Stalins Tod 1953 und der sich anschließenden Entstalinisierungskrise kurzzeitig aufgehalten wird.

Als treibende Kraft des Konflikts zwischen Ost und West einerseits, zwischen Schutzmacht und Satellitenstaat andererseits stellt der in die Weimarer Republik zurückgreifende Prolog von Taylors Buch den Mann vor, der die kommunistische Eroberung Berlins zu seinem zäh verfolgten Lebensziel gemacht habe: Walter Ulbricht. Blass hingegen bleibt sein westdeutscher Gegenspieler Konrad Adenauer, der die ihm eigentlich zukommende Rolle des ebenbürtigen Einheitskämpfers aufgrund seiner rheinisch vorgeprägten Westbindung nicht auszufüllen vermocht habe. Taylor verlegt die Entfaltung seines Konfliktdramas phasenweise vor allem in die Stellvertreterrollen von Erich Honecker und Willy Brandt: »Der eine sollte der Schöpfer der Berliner Mauer werden, der andere das Überleben der durch die Mauer geschaffenen Inselstadt sicherstellen. Beide sollten lange Zeit Thronprätendenten bleiben und dann im Abstand von anderthalb Jahren an die Spitze aufrücken. Und der eine sollte den anderen politisch zu Fall bringen, obwohl es letztlich ein nutzloser Sieg war.«

Die gewählte literarische Form erlaubt Taylor, den historischen Stoff denkbar packend sprechen zu lassen. In antithetischer Zuspitzung entfaltet er den politischen Werdegang und die politischen Schachzüge seiner Dramatis Personae, die sich auf der einen wie auf der anderen Seite als ebenso herausragen-

de wie loyale Vertreter ihrer Systeme erwiesen. Die Vorteile im verbissenen Ringen zwischen Freiheit und Unfreiheit lagen allerdings bei Honecker, der sich der uneingeschränkten Unterstützung Ulbrichts erfreute, während Brandt als Regierender Bürgermeister von Berlin nicht nur eine von ihrem westdeutschen Hinterland weitgehend abgeschnittene Stadt zu regieren hatte, sondern sich im Wahlkampf 1961 auch der unter die Gürtellinie zielenden Angriffe des Bundeskanzlers erwehren musste.

Nicht das aber entschied darüber, dass das kommunistische Zwangssystem mit dem von Honecker meisterhaft organisierten Mauerbau über den Westen und seine Werte zu obsiegen vermochte, sondern der das Geschehen vorantreibende Umstand, dass es Honecker und Ulbricht besser gelang, die Moskauer Führung für ihre Interessen einzuspannen, als dies Brandt gegenüber dem amerikanischen Präsidenten Kennedy vermochte.

Schon im Januar 1961 hatte Ulbricht der Darstellung Taylors zufolge »die Pläne fertig in der Schublade. Ihm fehlte nur noch das Ja des Sowjetführers«, auf das der ostdeutsche Diktator

in den folgenden Monaten zielbewusst hinarbeitete. Die Peripetie ist in Taylors Schilderung erreicht, als der »Optimist und Glücksspieler« Chruschtschow erkennen muss, dass »Ulbrichts peinlich repressive Lösung des Problems« nicht mehr zu verhindern ist. Der von seinem ostdeutschen Statthalter gedrängte Chruschtschow musste Taylor zufolge widerstrebend nachgeben, nachdem ein zerfahren agierender und defensiv eingestellter Kennedy ihn auf dem Wiener Gipfeltreffen davon überzeugt hatte, dass die USA um Berlins willen keinen Weltkrieg beginnen würden.

In der Berlin-Krise hätte also der ostdeutsche Schwanz mit dem sowjetischen Hund gewedelt, und dass Chruschtschow später darauf beharrte, Ulbrichts Rücken sei viel zu schmal gewesen, um sich hinter ihm zu verstecken, kann nur eine durchsichtige Schutzbehauptung des Moskauer Machthabers gewesen sein. Den in der Forschung umstrittenen Zeitpunkt, wann genau Chruschtschow dem Drängen seines ostdeutschen Satellitenherrschers nachgab, datiert Taylor folgerichtig auf Anfang Juli und damit vor der aufsehenerregenden Fernsehansprache im Juli 1961, in

der US-Präsident Kennedy mit den berühmten drei Essentials die amerikanische Sicherheitsgarantie für West-Berlin einschränkte.

Warum Ulbricht auf seiner berühmt-berühmten Pressekonferenz am 15. Juni 1961 den Gedanken an einen Mauerbau kategorisch von sich wies, lässt sich auf diese Weise nicht erklären und ebenso wenig, warum die angeblich von Ulbrichts Kampagne getriebenen Sowjets im schicksalhaften Sommer 1961 so energisch die Planungshoheit an sich zogen und beschlossen, »Ulbricht an der kurzen Leine zu führen«. Taylors ganz auf dramatische Konfliktsteigerung setzendes Gestaltungsprinzip wird dem Paradoxon nicht gerecht, dass die moralische Tragödie des Mauerbaus zugleich auch einen politischen Kompromiss darstellte, der beide Supermächte von ihren Maximalzielen abzurücken zwang und mithilfe

einer mörderischen Grenzbefestigung das Fundament der friedlichen Koexistenz schuf.

Einen anderen Weg geht Edgar Wolfrums ungleich kürzere Geschichte der Berliner Mauer. Seine Studie ist episodisch statt dramatisch aufgebaut. Unter der Devise »Erzählen heißt erklären« folgt sie

Frederick Taylor:  
Die Mauer  
13. August 1961 bis  
9. November 1989;  
a. d. Engl. von K.-D.  
Schmidt; Siedler,  
München 2009;  
576 S., 29,95 €

dem Geschehen mit zwölf knappen Kapiteln, die Zeitsprünge und Perspektivenwechsel zulassen und nicht die tragische Folgerichtigkeit, sondern die groteske Ungeheuerlichkeit der Teilungsgeschichte in das Zentrum rücken. Während sich Taylor in seinem Mauerpanorama ganz auf die im Rampenlicht stehenden Bühnenakteure konzentriert und in fesselnder Dichte das Handeln von Mauerbauern wie von Mauerbrechern schildert, fällt in Wolfrums Darstellung Licht auch auf die schweigenden Zuschauer des historischen Geschehens: Warum rissen die Berliner die im Bau befindliche Mauer nicht sofort wieder ein? Wie lernte man hüben wie drüben, mit der Mauer zu leben?

An die Stelle von Taylors dramatischer Schilderung setzt Wolfrum die sachliche Analyse. Er arbeitet heraus, dass das Bauwerk der Schande weltpolitisch als Beruhigungsfaktor wirkte – sie konsolidierte im Osten durch Abschottung und im Westen durch Gewöhnung. In der DDR schlüpfte Ulbricht in seine letzte Rolle als sozialistischer Reformier; in der Bundesrepublik wurde die bisherige Konfrontationspolitik in den sechziger Jahren allmählich durch eine neue Ostpolitik verdrängt, die auf Wandel durch

Annäherung zielte. Im Rückblick wird freilich deutlich, dass der Mauerbau als »zweiter Gründungstag der DDR« auch schon den Keim zu ihrem Untergang legte: Ulbrichts umfangreiches Modernisierungsprogramm sollte sich als Aufbruch in die Stagnation erweisen, der die geschlossene DDR-Gesellschaft in einen dauerhaften Lähmungszustand versetzte und den fortschreitenden Realitätsverlust ihrer Machthaber beförderte. Auch Taylor lässt das »Endspiel« um die Mauer in perspektivischer Verkürzung schon in den siebziger Jahren einsetzen und strebt in seiner Darstellung rasch dem dramatischen Höhepunkt des Mauerfalls zu.

Beide Autoren verzichten allerdings auf eine direkte Gegenüberstellung des Regimehandelns bei Mauerbau und Mauerfall. Implizit aber scheint beide Male überdeutlich der Kontrast zwischen den perfekt organisierten und unbeirrt ihren Plan verfolgenden Akteuren des 13. August und den führungsschwach in den Machtverfall taumelnden Parteibürokraten auf, die den 9. November nicht verhindern konnten. Nicht die im ostmitteleuropäischen Vergleich eher schwach ausgeprägte Kraft der Regimeopposition hat die Mauer zum Einsturz gebracht, sondern eben derselbe Wandel durch Abwanderung, der das SED-Regime 28 Jahre zuvor zu ihrer Errichtung getrieben hatte.

Der entscheidende Unterschied lag darin, dass in diesen 28 Jahren das kommunistische Projekt seine Mobilisierungskraft gänzlich verloren hatte. Unter diesen Umständen spielt es keine wesentliche Rolle, wie Günter Schabowski in jener zweiten Pressekonferenz agierte, die die Geschichte der Berliner Mauer prägte. Es kommt nicht darauf an, ob er in seiner Antwort auf eine entsprechende Frage des italienischen Korrespondenten Ricardo Ehrman die vereinbarte Sperrfrist für das neue Reisegesetz aus eigener Ungeschicklichkeit übersah (so Taylor) oder ob er Opfer des Informationschaos im ZK wurde (so Wolfrum) oder gar gezielt und womöglich in geheimer Absprache mit dem Fragesteller handelte, wie es die absurde Legendenbildung der jüngsten Zeit insinuiert. Richtig lag vielmehr Honecker selbst, als er im Januar 1989 prognostizierte, dass die Mauer noch in 50 und 100 Jahren stünde, wenn die dazu vorhandenen Gründe weiterwirkten. Übersehen hatte er allein, dass sich diese schon längst morsch gewordenen Gründe und Grundlagen kommunistischer Herrschaftssicherung innerhalb kürzester Zeit vollständig auflösen würden.

Edgar Wolfrum: Die Mauer  
Geschichte einer Teilung; C. H. Beck Verlag,  
München 2009; 192 S., 16,90 €